

Kulturnotizen

Grimma benennt Straße nach Mühe

Grimma (dapd) Das sächsische Grimma benennt zu Ehren des Schauspielers und Sohnes der Stadt, Ulrich Mühe, eine Straße nach ihm. Das hat nun der Stadtrat beschlossen. Mühe, der durch seine Rolle als Staboffizier in dem Oscar-prämierten Film „Das Leben der Anderen“ berühmt wurde, starb im Juli 2007 an Krebs.

Sonderschauen zu Dix' 120. Geburtstag

Gera (dpa) Mit Blick auf den 120. Geburtstag des Malers Otto Dix (1891–1969) im kommenden Jahr beleuchten die Museen in Gera 2011 Leben und Werk dieses Künstler-sohnes der Stadt. Neben einer großen Retrospektive, die die Kunstsammlung vorbereitet, widmet sich das Naturkundemuseum dem Thema „Natur in der Kunst“ in Arbeiten von Dix und anderen Geraer Malern.

Wertvolle Leihgabe ans Bach-Archiv

Leipzig (dpa) Eine der wertvollsten Privatsammlungen zur Familie des Komponisten Johann Sebastian Bach (1685–1750) hat für zehn Jahre ihr Domizil in Leipzig. Die Sammlung des New Yorker Reedereibesitzers Elias N. Kulukundis ist als Leihgabe beim Bach-Archiv in Leipzig eingetroffen.

Die Kollektion umfasst an die 1000 Stücke – darunter Handschriften, Briefe, Bildnisse und Noten. Einige der wertvollsten und interessantesten Stücke sollen im Januar vorgestellt werden.

Zeitungsmuseum geht nach Augsburg

Mainz/Augsburg (dapd) Die Stiftung Deutsches Zeitungsmuseum verlagert zu Beginn des neuen Jahres ihren Sitz von Mainz nach Augsburg. Die umfangreiche Sammlung des Gründers Martin Welke war rund sechs Jahre in Mainz. Über die Gründe für den Standortwechsel wurde bislang nichts bekannt.

Nan Goldin in der Berlinale-Jury

Berlin (dapd) Die US-Fotografin Nan Goldin gehört zu Jury für die Auswahl des Kurzfilm-preises Berlinale Shorts 2011. Außerdem sitzen die Regisseure Renen Schorr (Israel) und Ibrahim Letaief (Tunesien) im Gremium, wie die Internationalen Filmfestspiele Berlin mitteilten.



Erst in diesem Jahr ins Museum zurückgekehrt: Wilhelm Ahlborns Gemälde „Blick auf Florenz“ aus dem Jahr 1832

Foto: Staatliche Museen Berlin

Heimkehr der Meisterwerke

Seit dem Zweiten Weltkrieg verschollene Gemälde sind wieder in der Alten Nationalgalerie zu sehen

Von JÖRG BRAUSE

Berlin. Bevor die Bomben die Kunstschatze der Nationalgalerie beschädigten oder gar vernichten konnten, wurden Bilder und Skulpturen über ganz Berlin verteilt in sicheren Verstecken. Natürlich ahnte damals niemand, dass für die Kunst damit eine zum Teil jahrzehntelange Odyssee begann, und vieles, was damals hinter meterdicken Mauern in Kellern und Flaktürmen verwahrt wurde, bis heute nicht wieder auftauchen würde.

Welche mitunter abenteuerlichen Wege die Bilder in mehr als 60 Jahren zurücklegten, lässt sich in der Ausstellung „Verlust und Wiederkehr“ nachvollziehen. Zum Teil sind die 18 ausgestellten Werke erst in diesem Jahr zurückgekehrt und erstmals öffentlich zu sehen wie Wilhelm Ahlborns „Der Blick auf Florenz“ aus dem Jahr 1832. Die beschauliche Ansicht

auf den florentinischen Dom inmitten sanfter Hügel tauchte vor einem Jahr im Berliner Kunsthandel auf. Andere Werke wie Julius Hübners „Ruth und Naemi“ wurden gar schon auf einem Berliner Flohmarkt entdeckt, was zeigt, wie sehr die Rückgewinnung der Kunst auch von Zufällen abhängt.

Eine andere Geschichte verdeutlicht, wie schnell man in den Kriegswirren an ein Meisterwerk gelangen konnte. Da stößt ein Soldat, der 1945 im Lazarett im Flakturm von Friedrichshain lag, zufällig auf den „Frühlingsregen“ von Ludwig von Hofmann und nimmt, verborgen unter seinem Krankentisch, noch ein zweites Bild mit. Erst beinahe 30 Jahre später wird es zurückgegeben.

Wie und warum überhaupt all die eingelagerten Kunstschatze in vielen Fällen so einfach in private Hände gelangen konnten, teilweise von Plünderern geraubt

worden waren, das sind meist Rätsel, die auch Birgit Verwiebe nicht zu lösen vermag. Die Kuratorin berichtet, dass die Werke auch in Friedrichshain durchaus bewacht waren.

Michael Eissenhauer, Generaldirektor der Staatlichen Museen

Rückgewinnung von Kunstwerken hängt vor allem von Zufällen ab

zu Berlin, beziffert die Verluste auf mehr als 800 Werke, die infolge des Zweiten Weltkrieges verschwunden seien. Allein von 600 Gemälden aus dem 19. Jahrhundert fehlt bis heute nahezu jede Spur. „Das entspricht in etwa einem Drittel des heutigen Bestandes“, sagt Eissenhauer. Schwierig wird die Suche nach den verschwundenen Bildern auch

deshalb, weil die Nationalgalerie in den 1930er-Jahren Bilder auch verliehen, hatte etwa an deutsche Botschaften, von wo sie vor Kriegsbeginn nicht wieder zurückkehrten. Ahlborns Gemälde wurde – wie 68 weitere – 1934 an die Reichskanzlei ausgeliehen und hing in Adolf Hitlers Privatwohnung. Im Februar 1945 schließlich wurde die Kunst in Salzstöcken gelagert.

In den vergangenen Jahren kehrten deutlich mehr Werke als zuvor zurück. Auch weil man erst mit der Wiedervereinigung der Nationalgalerien in Ost- und Westberlin den genauen Verlust ermitteln und nun gezielter suchen konnte. Weil die Bestände lange vor dem Krieg fotografiert worden waren, lassen sie sich als früherer Besitzer der Nationalgalerie gut nachweisen. Heute erleichtern Datenbanken im Internet die detektivische Arbeit der Museumsleute. Außerdem sorgten zuletzt

immer wieder Erbschaften für Überraschungen. Gelangen die Bilder in den Kunsthandel oder wenden sich die Erben direkt für eine Expertise an ein Museum, ergibt sich die Chance, ein längst verschollen geglaubtes Bild zurückzubekommen. Ganz einfach ist das nicht, denn für die Rückgabe müssen komplizierte juristische Fragen geklärt werden.

Der Einfachheit halber bietet das Museum deshalb in der Regel bei einer Rückgabe 10 Prozent des heutigen Marktwertes als „Finderlohn“ an. Für den Kunsthandel sowieso, aber auch für Privatleute sollte es Ehrensache sein, ein Bild aus Museen nicht weiter zu verkaufen. Denn anders fänden die verlorenen Kunstschatze kaum wieder zurück in die Alte Nationalgalerie.

Bis 6.3., Alte Nationalgalerie, Bodestr. 1–3, Berlin-Mitte, Di–So 10–18 Uhr, Do bis 22 Uhr

CD-Tipp

Verblüffendes Elvis-Revival

Dass Elvis lebt, ist für dessen Fans keine Frage. Was sie aber dann doch gerne wüssten, ist, wie dessen Musik klingen würde, hätte er sie heutzutage produziert. An die zugegebene mutige Antwort wagten sich die Nachlassverwalter des toten Rock'n'Rollers zusammen mit dem Cirque Du Soleil, der mit „Viva Elvis“ eine erfolgreiche Revival-Show in Las Vegas zu laufen hat. Nun kommt das Album dazu. Das Ergebnis ist verblüffend.

Dank modernster Technik entwickelt sich „Blue Suede Shoes“ zu einer krachigen Crossover-Nummer. Kantige Gitarrenriffs, Mundharmonika und Scratching vereinen sich mit der Originalstimme zu einem charttauglichen Mix. Klavier und reichlich Schlagzeug verhelfen „That's All Right“ zu einem runden Popsong, und „Heartbreak Hotel“ erfreut als Bluesrock die Ohren. Bei „Love Me Tender“ schmachtet der King im Duett mit Vera Matson, als ob es nie anders gewesen wäre. „Suspicious Minds“ schließlich beendet den Reigen der elf Songs so, als hätten sich alle Boygroups der Welt zusammen getan. (sk)

Viva Elvis „The Album“ (Sony Music)

Ein Italiener mit leisen Tönen

Zucchero beweist es: Italiener können große Gefühle auch ohne Bombast an den Hörer bringen. Sein neues Album „Chocabeck“ besticht nämlich vor allem durch die leisen Töne. Zur Geltung kommen diese wegen der hervorragenden Arrangements. Und die wiederum verdankt der Künstler fleißigen Helfern, die wie Don Was oder Bono noch dazu große Namen haben. So sind die elf Stücke der Platte vor allem von Melancholie und Traurigkeit, andererseits auch von erfrischender Klarheit gekennzeichnet. Kein überflüssiger Schnickschnack lenkt vom Wesentlichen ab. (sk)

Zucchero „Chocabeck“ (Polydor)



Mit Swing durch den Weihnachtsschnee

Rebecca Steinberg und Roger Pabst singen ihre Lieblingslieder im Kleist Forum

Mit ihrer Show „Christmas Swing“ gastieren Rebecca Steinberg und Roger Pabst am Sonnabend im Frankfurter Kleist Forum. Wie die Idee dazu entstand, darüber sprach ANJA HAMM mit der in Berlin lebenden Sängerin aus den USA.

Märkische Oderzeitung: Frau Steinberg, worin liegt der besondere Charme amerikanischer Weihnachtslieder?

Rebecca Steinberg: Sie sind harmonischer und melodischer interessanter als vergleichbare deutsche Lieder. Sie sind jazzig, beschwingter und humorvoll. Deutsche Weihnachtsweisen sind oft extrem ernst und langsam.

Wie heißt Ihr Lieblingslied?

Momentan ist es „I Want a Hippopotamus For Christmas“ (Ich wünsche mir ein Nilpferd zu Weihnachten). Ich finde es toll, wie ein kleines Kind einfach glaubt, es kann alles haben, was es sich wünscht. Kinder sind absolut unrealistisch und manchmal unverschämte gierig.

Wie kam Ihnen und Roger Pabst die Idee zu der Christmas-Show?

Wir wollten etwas speziell zu dieser Jahreszeit entwickeln. Also haben wir Rogers Sinatra-Songs, Lieder von Peggy Lee – die meine Spezialität sind – und



Trat einst mit Fips Fleischer auf: Rebecca Steinberg Foto: promo

unsere Lieblingsweihnachtslieder zusammengestellt. Und wir wollten ein klassisches Jazz-Quartett, also Klavier, Kontrabass, Schlagzeug und Saxofon.

Wie ist es, mit einem Sinatra-Interpreten wie Roger Pabst zusammen zu singen?

Roger ist sehr begabt und inspirierend. Es ist wie eine musikalische Ehe. Er strahlt eine fast

buddhistische Ruhe aus und ich biete meine Quirlichkeit und ansteckende Energie an.

Sie haben in den USA BWL studiert, in Berlin Gesang ...

Ich war sehr stolz, an der Hanns Eisler Musikhochschule akzeptiert zu werden. Ich habe das große Glück gehabt, Chansonunterricht von Ruth Hohmann zu bekommen. In Amerika hatte

ich bereits Gesangsunterricht und stand in Musicals, mit A Capella Gruppen und einer Rhythm and Blues Band auf der Bühne. In Berlin konnte ich mich zu 100 Prozent auf Musik konzentrieren.

Sie kamen 1985 nach Berlin. Wie haben Sie die Stadt erlebt?

Meine Mutter ist dort geboren. Ich konnte bei meiner Oma in Ku'Damm-Nähe wohnen. Einmal ging ich nach meinem Deutschkurs am Goethe-Institut an der Gedächtnis-Kirche spazieren, hörte einen Saxofonisten spielen und sang mit. Ich bin dann in seine Band eingeladen worden, meine erste Jazzband.

Von 1998 bis 2001 waren Sie Sängerin des Leipziger Jazzorchesters Fips Fleischer. Was war das für eine Erfahrung?

Fips und seine Musiker haben in einer Zeit, in der es im Osten schwer war, originalgetreuen Swing zu machen, unheimlich viel Engagement gezeigt. Sie haben mühsam die Arrangements von Kassetten abgehört und die Noten aufgeschrieben. Ich weiß ihre Leidenschaft zu schätzen. Mit einer Big Band im Rücken ist es, wie auf Wolken zu schweben, wenn ich singe. Fips' Musiker kennenzulernen, das war für mich, wie Geschichte selbst zu erleben.

Wie lief die Zusammenarbeit?

Der Leiter des Orchesters, Jochen Wessel, wusste, dass meine Leidenschaft für Peggy Lees Big-Band-Lieder übereinstimmte mit deren Leidenschaft für Glenn Miller, Tommy Dorsey, Duke Ellington und deren Zeitgenossen. Ich bin unheimlich froh, dass ich in Fips' letzten Jahren an seiner Seite auf der Bühne gestanden habe. Ich hatte auch die große Ehre, zu ihm nach Hause eingeladen zu werden. Ich habe seinen Jazzkeller gesehen, in dem Plakate von einer lebenslangen Musikkarriere hingen.

Sind Sie schon einmal in Frankfurt (Oder) aufgetreten?

Mit der Gruppe „Swinging Artists“ spielten wir 2003 in der Konzerthalle – mit genialer Akustik.

Wo feiern Sie Weihnachten?

Normalerweise fliege ich nach Kalifornien zu meiner Mutter und meinen Schwestern. Aber dieses Jahr bin ich in Berlin, und mein Freund freut sich sehr darüber. Und ich freue mich über den Schnee hier. Es ist, wie in einer Schneekugel zu leben. Hoffentlich hat das Publikum dieses Gefühl auch während unserer Show.

25.12., 20 Uhr, Kleist Forum Frankfurt (Oder), Kartentelefon: 0335 325216

Entdecker Trojas

Vor 120 Jahren starb Heinrich Schliemann

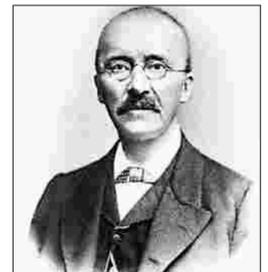
Von CORINNA PFAFF

Ankershagen (dpa) Sein Name ist untrennbar mit dem Mythos Troja verbunden. Heinrich Schliemann (1822–1890) suchte wie besessen nach Zeugnissen großer geschichtlicher Ereignisse. Gern hätte er wohl auch noch das Grab von Alexander dem Großen entdeckt. Doch das Schicksal wollte es anders: Der Kaufmann und Altertumsforscher starb am 26. Dezember 1890 in Neapel an den Folgen eines Ohrenleidens.

Schon als Achtjähriger soll der Pastorensohn in seinem Elternhaus im mecklenburgischen Ankershagen davon geträumt haben, das legendäre Troja zu finden. Über 40 Jahre war er alt, als er daran ging, seinen Traum zu ver-

wirklichen. Als Außenseiter in der Archäologie oft verlacht, stieß er 1870 auf Siedlungsreste auf dem Hügel Hissarlik in der heutigen Türkei, die er als das sagenhafte Troja identifizierte, und 1873 auf den „Schatz des Priamos“, von dem heute aus sicher gilt, dass er über 1000 Jahre älter als der trojanische Krieg ist. Die spektakulären Funde brachten dem Autodidakten, der mehr als ein Dutzend Sprachen beherrschte, viel Bewunderung ein – ebenso Kritik. Mit dem berühmten „Schliemanngraben“, einer durch den Hügel geschlagenen Schneise, hatte er achtlos jüngere Siedlungsschichten zerstört, die für die Wissenschaft verloren gingen. Andererseits steckte die sogenannte Feldarchäologie damals in den Kinderschuhen. Heute gilt Schliemann als einer ihrer Pioniere.

„Sein Leben bleibt eine erstaunliche und erstaunlich moderne Erfolgsgeschichte im Sinne eines echten Self-Made-Man“, meint Wolfgang Bernard, Leiter des Heinrich-Schliemann-Instituts an der Universität Rostock. Im September 2011 lädt das Schliemann-Museum in Ankershagen Wissenschaftler aus aller Welt zu einem Kolloquium ein, das die einst hart geführte Kontroverse um Person und Verdienste des Altertumsforschers in den Mittelpunkt stellt.



Autodidakt: Heinrich Schliemann (1822–1890) Foto: dpa